



Als ich an jenem Abend die Clips für meinen Post zusammenschnitt, wählte ich als Hintergrundmusik die Titelmelodie des Films *Gravity* – passend, wie mir schien, hatte ich mich doch jeden einzelnen Augenblick, den ich auf der Osterinsel verbracht hatte, schwerelos gefühlt.

Die drei Tage auf der Insel verstrichen im Nu. Am letzten Morgen packte ich meinen Krepel zusammen und machte mich reisefertig – keinen Augenblick zu früh, wie sich herausstellen sollte. Offenbar hatte meine Begeisterung für diesen wilden Vorposten Chiles (und meine, ähm, leicht illegalen Luftekundungen) Aufmerksamkeit erregt. Und zwar von der unerwünschten Art.

»*Ka ui riva tiva te kapi ne*«, schrieben mir die Parkranger auf mein Ausreiseticket – was Rapanui ist und grob übersetzt bedeutet: »Sie sind hier nicht mehr willkommen.«

Von dieser frostigen Verabschiedung abgesehen, hatte ich während der 72 Stunden auf der Osterinsel etwas Magisches erlebt – etwas, das ich immer wieder spüren würde, als aus *Nas Daily's* ursprünglich geplanter Reise in 60 Tagen um die Welt 260 Tage wurden. Und dann ein Jahr. Dann zwei Jahre. Und mehr.

Dasselbe Gefühl überwältigender Ehrfurcht, vollständiger und bereitwilliger Hingabe, das ich seit 2016 auf beinahe jeder Etappe dieser gewaltigen Reise empfunden habe:

Beim Betrachten des Fuji, wie er an einem nebligen Morgen auf der Insel Honshu aus den Wolken hervortrat.

Im Schatten des Zuma Rock in Nigeria, als meine Blicke seine mehr als 700 Meter hohe Flanke nach Geistern absuchten, die der Legende nach dort hausen sollen.

Beim Betreten des 600 Jahre alten Kölner Doms, eines Waldheiligtums im indischen Rishikesh, eines buddhistischen Tempels im thailändischen Phuket.

Beim Schlafen unter freiem Himmel in der marokkanischen Sahara und beim Schlambad im Toten Meer.

Beim Schlendern durch alte Gassen in Jerusalem und Palästina.

Immer wieder wurde ich, egal, in welchem Land ich mich aufhielt, aus nächster Nähe Zeuge der Unzerstörbarkeit des menschlichen Geistes und der überwältigenden Kraft des menschlichen Herzens. Im Arabischen heißt *nas* Menschen, und während dieses wilden Abenteuers waren es immer die Menschen, die mich am meisten interessierten.

Wie jenes elfjährige Schulmädchen, das ich in Myanmar kennenlernte. Es brachte sich selbst sieben Sprachen bei, um als Fremdenführerin zu arbeiten und seine achtköpfige Familie zu unterstützen.

Oder der junge Mann in Indien, ein *Nas-Daily-Follower*, der mich, als er erfuhr, dass ich mich in Indien aufhielt und krank war, ausfindig machte und zu sich nach Hause holte, damit seine Familie sich um mich kümmern konnte.

Oder die syrische Witwe in einem griechischen Flüchtlingslager, deren enge Familienbande durch die Wirren des Krieges zerrissen, ihre Angehörigen in alle Winde verstreut wurden. Als sie mir ihre Geschichte erzählte, lag in ihrer Stimme keine Spur von Verbitterung oder Wut. Sie schilderte mir, wie sie ihre Tage verbrachte, wie sie alles, was sie an mageren Essensrationen bekam, sammelte und daraus Mahlzeiten für die vielen Kinder im Lager zubereitete. »Es ist mir eine Ehre, das zu tun«, sagte sie.

Aus diesen Gründen habe ich meinen Job aufgegeben.

Deshalb reise ich rund um die Welt.

Und habe *Nas Daily* ins Leben gerufen.

Am 10. April 2016 kaufte ich ein Ticket nach Nairobi, Kenia, und brach auf zu einer abenteuerlichen Reise, von der ich nicht wusste, wohin sie mich führen würde. Mein Plan war einfach: In 60 Tagen so viel abzudecken, wie ich konnte, und jeden Tag ein Video zu drehen, um meine Reise auf Facebook zu dokumentieren.

Zugegeben, dieses Vorhaben war ebenso gewagt wie durchgeknallt, andererseits waren mir die Strapazen des Reisens vertraut – in einem neuen Land aufzuwachen, den Kulturschock zu verdauen, sich in einer anderen Umgebung zurechtzufinden, das alles kannte ich gut. Ich war mit meinen 24 Jahren schon viel herumgereist, und nicht immer an sichere Urlaubsziele. Ich war in Moskau und Kambodscha gewesen, in Sri Lanka und Nordkorea – und ich war im Nahen Osten aufgewachsen, wo bereits der Weg zum Kaufladen an der Ecke zum letzten Gang werden kann.

Auch war mir das Aufzeichnen meiner Heldentaten mit einer Kamera nicht neu. Zwei Jahre zuvor hatte ich ein Gag-Video gedreht, für das ich in einem Vierteljahr elf Länder bereiste: Die einzige Vorgabe war, dass am Ende ein Zauberwürfel wieder in seine Ausgangsstellung gebracht werden musste. Ja, Sie haben richtig gelesen. In jeder neuen Stadt, in die mich mein Weg führte, drückte ich dem Erstbesten, der mir über den Weg lief – egal, ob Einheimischer, Tourist oder Primat –, meinen Zauberwürfel in die Hand und bat ihn, den Würfel genau einmal zu drehen. Das Ganze war verrückt, aber

am Ende hat es sich gelohnt: 90 Tage, 84 Personen und 1 thailändischer Affe später war der Zauberwürfel entzaubert.

Dieser Trip aber, das war mir klar, würde ganz anders werden. Ich war mir nicht sicher, weshalb ich ihn unternahm und was ich damit zu erreichen hoffte. Sinn und Zweck des Projekts war einzig sein offenes Ende, seine Unvorhersagbarkeit, die Improvisation beim Betreten von Neuland.

Eines aber wusste ich mit Sicherheit: dass mein Leben, bevor ich zu dieser Reise aufbrach, in Routine zu erstarren drohte. Und wenn ich etwas hasse, dann Routine. Mein Profil bei LinkedIn beschrieb einen klugen, tüchtigen jungen Mann, der den Mund nicht aufmacht und brav seine Arbeit erledigt. Aber das entsprach nicht dem, was ich sah, wenn ich in den Spiegel schaute. Da blickte mir nämlich ein haariger, 24 Jahre alter israelischer Palästinenser mit Ivy-League-Ausbildung entgegen, der bereit war, einen gut bezahlten Superjob für ein Abenteuer sausen zu lassen.

Doch ich eile voraus. Lass mich beim Anfang beginnen.

Geboren und aufgewachsen bin ich in einem Städtchen namens Arraba in Israel. Arraba ist eine Ansammlung weißer Steinhäuser und liegt eingeklemmt zwischen den Hängen des Sachnintales in Untergaliläa. Es ist nicht unbedingt das Nummer-eins-Reiseziel auf Online-Reiseportalen. Arraba hat 25 000 Einwohner, 0 Touristen und 500 000 Schlag-



löcher. Die Stadt selbst ist von weitem Ackerland umgeben – hier werden Oliven, Wassermelonen und Zwiebeln angebaut. Das Stadtbild beherrscht die Große Moschee, deren zwölf Stockwerke hohes Minarett stolz die umgebende islamische Architektur überragt.

Das Alleinstellungsmerkmal der Stadt Arraba ist ihre bloße Existenz – eine arabische Stadt mitten in einem jüdischen Staat! Schon als Kind dämmerte mir, dass es weder eine florierende Tourismusbranche noch einen bekannten und beliebten Vergnügungspark braucht, um deine Heimatstadt zu etwas Besonderem zu machen. Worauf es ankommt, das sind die Menschen, die in einer Stadt wohnen. Und die Menschen von Arraba sind gute Menschen.

Ich wuchs in einer warmherzigen, gastfreundlichen Familie auf. Wir waren weder reich noch arm, zufrieden mit dem, was wir hatten. Und jeder interessierte sich wirklich dafür, was der andere tat und machte.

Mein Papa ist Psychologe, meine Mama Lehrerin, und ich bin das zweite von vier Kindern. Mit materiellen Dingen oder Geld wurden wir nicht überhäuft (gerade von Letzterem war wenig im Umlauf bei uns). Dafür aber bekamen wir umso mehr Liebe und Freiheit. Und das ist mir sowieso lieber.

Wenn ich mich heute an meine Kindheit zurückerinnere, fällt mir nichts Negatives ein. Ich muss sagen, dass ich ein schüchternes Kind war – der totale Einzelgänger. Ich verbrachte meine Tage hauptsächlich vor dem Computer, im Internet herumsurfend – und ich lernte, lernte, lernte. Über das Internet kann man sagen, was man will, aber für ein wissbegieriges Kind gibt es nichts Besseres als Google, um seinen Horizont und seine Fähigkeiten zu erweitern.



ARRABA, ISRAEL

Über das Internet lernte ich, Klavier zu spielen (obwohl ich bis heute keine Noten lesen kann).

Ich lernte auch, wie man mit einem Bleistift Fingertricks macht (was in vielen Situationen hilft, das Eis zu brechen). Und Rubiks Zauberwürfel in 16 Sekunden zu knacken (was, nebenbei gesagt, Rekord ist).

Am allerwichtigsten aber: Dank des Internets lernte ich Englisch. Hauptsächlich, indem ich mir amerikanische Filme mit arabischen Untertiteln anguckte oder online in Gaming-Communitys rumhing, wo ich mir neben den Basics auch die wichtigsten Kraftausdrücke aneignete. Selbst in meiner Offline-Zeit wurde das Englischlernen für mich zu einer Art Besessenheit. Ich übte, indem ich auf dem Heimweg von der Schule mit mir selbst Englisch sprach. Ich wollte akzentfrei sprechen und jedes Wort korrekt formulieren. Ich erinnere mich noch, dass ich mit »salmon« extreme Schwierigkeiten hatte.

Mit 19 wurde ich bequem – zu bequem, und das war ein Problem. Es hat schon seinen Grund, dass Poster und T-Shirts mit dem Aufdruck »Das Leben beginnt jenseits deiner Komfortzone« sich so großer Beliebtheit erfreuen. Das liegt einfach daran, dass es stimmt. Wenn du es dir zu gemütlich machst, hörst du auf zu wachsen, produktiv zu sein, und peilst nur noch das Flachland an. Und 2011 stierte ich in gerader Linie auf die Mutter aller palästinensischen flachen Plateaus.

Dann aber geschah etwas Unerwartetes. Eine aus Ohio stammende Amerikanerin namens Martha Moody flog nach Israel, um in der arabisch-israelischen Community freiwillig Sozialarbeit zu leisten. Als Assistentin meiner Englischlehrerin am Gymnasium gab sie uns Unterricht im Schreiben. Sie hatte ihren Sohn Jack mitgenommen, und Jack und ich schlossen schnell Freundschaft, als ich ihm meinen Bleistift-Wirbeltrick vorführte. (Hab ich es nicht gesagt?) Wir blieben in Verbindung, als er und seine Mutter nach Ohio zurückkehrten.

Ein paar Monate später bekam ich eine E-Mail von Martha.

»He, Little Big Nose – Lust auf eine Stippvisite in Ohio? Finde eine Möglichkeit, zu uns rüberzukommen, und wir bringen dich bei uns unter. Wir vermissen dich.«

Ich nahm Martis Angebot an. Drüben in Ohio machte sie mir dann den Vorschlag, ihren ältesten Sohn Eli, der in Harvard studierte, zu besuchen.

Dieser Gedanke war ihr nicht eben mal so gekommen – Marti hatte Pläne mit mir. Offensichtlich war ihr meine Ruhelosigkeit nicht entgangen, und sie dachte wohl, es wäre eine gute Idee, mit dem Irrsinnspan eines Harvard-Studiums vor meiner Nase zu wedeln. Vielleicht sah sie ja akademisches Potenzial in mir. Oder ich tat ihr einfach nur leid, wie ich meine Zeit da unten in Arraba mit Internetsurfen und dem Einüben englischer Schimpfwörter verplemperte.

Sollte dem so sein, lag Marti nicht verkehrt. Obwohl ich in meiner Kindheit und Jugend nichts als Liebe erfahren habe, war Arraba kein Umfeld, das einen zu Bewegung